

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Karlsruher Stadt- und Landbote. 1842-1847 1843**

101 (16.12.1843)

Nr. 101.

16. Dezember.

1843.

Nr. 21,445. Die Vornahme einer außerordentlichen Volkszählung betr.

Die Bürgermeisterämter und Gemeinderäthe werden angewiesen, in der ersten Hälfte dieses Monats die außerordentliche Volkszählung vorzunehmen, und die aufgestellten Listen längstens bis Samstag den 23. d. M. unfehlbar dem Steuerperäquator des Bezirks zuzustellen.

Dabei werden dieselben auf die Verordnung im Regierungsblatt von 1840 Nr. 1835, §§. 2, 3 — 4, aufmerksam gemacht, wo die nähere Anleitung deutlich gegeben ist, in welcher Weise die Zählung geschehen soll.

Karlsruhe, den 7. Dezember 1843.

Großherzogliches Land-Amt.

v. Fischer.

Nr. 21,332. Die Verteilung der Raupen betr.

Sämmtliche Bürgermeisterämter werden angewiesen, den §. 2 der Verordnung Großherzoglichen hochpreisllichen Ministeriums des Innern vom 26. November 1839 (Verordnungsblatt 1839 Nr. 620, Seite 85) sogleich bekannt zu machen, und wie geschehen, innerhalb vierzehn Tagen anher anzuzeigen.

Karlsruhe, den 6. Dezember 1843.

Großherzogliches Land-Amt.

v. Fischer.

Nr. 20,814. Die Anschaffung der Hebammen-Tagebücher betr.

Die Bürgermeisterämter werden angewiesen, den Bedarf der Impressen für die Hebammen, welche bei Gutsch und Rupp dahier, das Buch zu 24 fr. zu haben sind, aus Gemeindsmitteln anzuschaffen.

Karlsruhe, den 28. November 1843.

Großherzogliches Land-Amt.

v. Fischer.

Nr. 21,264. Sämmtliche Bürgermeisterämter des Amtsbezirks werden hiermit benachrichtigt, daß Wilhelm Beidock von Stafforth heute bei diesseitiger Stelle als provisorischer Amtsberequent mittelst Abnahme eines feierlichen Handgelübdes vorschriftsmäßig verpflichtet wurde.

Karlsruhe, den 5. Dezember 1843.

Großherzogliches Land-Amt.

v. Fischer.

Lundgörm

### Rüppurr. (Hausversteigerung.)

Das zur Verlassenschaftsmasse der Maurer Friedrich Furrers Ehefrau Elisabetha geb. Leitz von Rüppurr gehörende Wohnhaus nebst Zugehörde und darauffstößendem Gemüsgarten, unten im Dorfe neben Wilhelm Dechtle und Jakobine Müller, vorn die Landstraße und hinten der Abfluß gelegen, wird

**Freitag den 29. d. M. Nachmittags 2 Uhr**

auf Antrag der Erben der Theilung wegen an dem gewöhnlichen Steigerungsorte zu Rüppurr öffentlich versteigert.

Die Steigerungsbedingungen werden vor Abhaltung der Steigerung bekannt gegeben, können aber inzwischen bei dem dortigen Bürgermeisteramte eingesehen werden.

Karlsruhe, d. 8. Dez. 1843.

Großh. Landamtsrevisorat.

Rheinländer.

## Bur Unterhaltung und Belehrung.

### Die Entführung.

(Fortsetzung von Seite 402.)

Als Joseph Martin wieder zu sich kam, fand er sich in einer, für ihn so neuen Lage, daß er glaubte, alles Vorhergehende sei nur ein Traum gewesen. Er lag in einem kleinen Gemach, in welchem er sich kaum herumdrehen konnte, matt mit einem Schmerz am Kopf. Um seine Schläfe spürte er eine Binde. Ueber sich vernahm er fremdartige Laute. Das schwache Licht in seinem Gemach fiel nahe bei seinen Augen durch eine kleine Oeffnung ein. Er richtete sich empor, sah durch das Loch, und erblickte eine unermessliche, von der Sonne bestrahlte Wasserfläche. Gleich darauf erschien ein großer Kerl mit verdächtiger Miene, betrachtete ihn in der Nähe und sagte: „Ah, bist Du wieder in der Reihe! Lustig, Kamerad!“

Der Fuhrmann sah den Unbekannten mit großen Augen an, und fragte endlich: „Ei wo bin ich denn?“

„Auf dem Dreimaster Bonne Adèle, der vor drei Tagen vom Bec d'Ambès abgefahren, und nach dem Cap François auf Santo Domingo unter Segel ist,“ antwortete der Unbekannte. „Ich weiß nicht, wie und warum Du hier bist. Ein Unbekannter hat mir vor meiner Einschiffung empfohlen, Sorge für Dich zu tragen, und hat mir diesen Sack und diesen Brief für Dich gegeben.“

Joseph Martin, der in seiner Jugend ein wenig lesen gelernt hatte, nahm den Brief, der mit Capitalbuchstaben geschrieben war, und buchstabirte folgendes heraus:

„Deine Ueberfahrt nach Santo Domingo ist bezahlt. Hierbei erhältst Du zweihundert Louisd'or, um Dich dort einzurichten. Was Dir versprochen ist, wirst Du pünktlich erhalten. Vergiß Deinen Schwur nicht. Sage keinem Menschen, was Dir in Frankreich begegnet ist. Denke nicht daran, je nach Frankreich zurückzukehren. Versuchst Du es, so empfängst Du beim ersten Schritt auf französischen Boden einen sichern Tod. Wenn Du auf Santo Domingo Dir ein Wort entschlüpfen lässest, welches unser Geheimniß verräth, so empfängst Du auf der Stelle eine furchtbare Strafe. Du kannst zufrieden seyn mit Deinem Schicksal. Du kommst in eine Lage, die zu wünschen Du früher kaum gewagt hättest. Aus einem armen Teufel bist Du ein wohlhabender Mann geworden.“

Als Martin gelesen hatte, nahm ihm der verdächtige Bursch den Brief aus der Hand, zerriß ihn, und warf ihn in's Meer. Auf alle Fragen, welche Martin in Betreff seiner Verfestung vom Land auf's Meer an ihn richtete, erwiderte derselbe: „Ich weiß nicht.“ Zum Trost und zum Zeitvertreib nahm der Er-Fuhrmann sein schweres Säckchen in die Hände, langte behutsam den Inhalt heraus, zählte und fand, daß es richtig zweihundert Louisd'or waren.

Um den Leser nicht in derselben Ungewisheit zu lassen, welche den guten Martin quälte, möge Folgendes bemerkt werden: Der unbekannte Gesell, welcher dem Verwundeten den Brief und den Geldsack eingehändigte hatte, hieß Tributout. Er war nacheinander Schmuggler, Soldat, ein wenig Dieb, Inhaber einer Winkelfneipe, Vorsänger, Todtengräber und Kofkamm gewesen. Er stand mit der Polizei auf gespanntem Fuße, als die Entführer Martins ihm vorschlugen, gegen gute Bezahlung den Fuhrmann über die See zu begleiten, auf Santo Domingo bei ihm zu bleiben, und ihn im Auge zu behalten. Tributout sah recht gut, daß dieß eine unsaubere Geschichte war; allein mit Scrupeln plagte er sich nie, und der Auftrag sagte ihm um so mehr zu, da er gar nicht abgeneigt war, unter einem neuen Himmel zu athmen. Der seiner Obhut untergebene Joseph Martin hatte nach seiner Verwundung in dem geheimnißvollen Hause eine vierzehntägige Hirnentzündung überstanden. Nachdem er durch starke Aderlässe außer Gefahr gebracht war, hatte man ihn verstoßener Weise in eine Hütte an der Garonde transportirt und zur Nachtzeit auf der Bonne Adèle eingeschifft. — Alles, ohne daß er etwas davon wußte. Der Schiffskapitän hatte nur mit Tributout verhandelt. Dieser hatte ihm zu versichern gegeben, der Verwundete sei eine wichtige

Person, die der Wille des Ministers auf die Inseln schickte, und in Betreff deren jede Frage unnütz und gefährlich wäre. Das Geld für die Ueberfahrt war zum voraus, und ohne zu markten, bezahlt, und der Capitän bekümmerte sich nicht weiter über wie, woher, wozu und andere W-Fragen.

Joseph Martin erholte sich binnen wenigen Wochen auf dem Schiffe vollkommen wieder. Sein gesunder Menschenverstand trieb ihn, die Langweile der Ueberfahrt dadurch zu tödten, daß er den Matrosen bei der Arbeit an die Hand ging. Anstellig und beherzt lernte er bald ein Segel so fertig beschlagen, als ob er nie etwas anderes getrieben hätte. Bei einem Sturm auf der Höhe von Puerto Rico, welcher die Wärs- und die Fockstange der guten Adise wegriß, bewies der ehemalige Fuhrmann eine Kaltblütigkeit und Unererschrockenheit, welche der Schiffsmannschaft Freude machte. Wie er sich in das Seeleben gefunden hatte, so fand er sich auch schnell in das Colonialleben. Santo Domingo war damals die reichste Colonie der Welt. Ein Weißer konnte dort mit wenig Mühe binnen einigen Jahren ein hübsches Sümchen erwerben. Joseph Martin befand sich bereits in dem Besitz einer Summe, welche, wie in dem zerrissenen Brief richtig gesagt war, Alles überstieg, was er je zu wünschen gewagt hatte. Unter dem ewigen Blau eines herrlichen Himmels, mit der Freiheit bei Tag und bei Nacht zu schlafen, sehnte er sich nicht mehr nach seinem Fuhrwerk zurück, noch nach seinen Birtshäusern von St. André de Cubzac, Nuffec, Vivonne und les Dremes, verzichtete auf den anfangs gehegten Gedanken, allen Gefahren zum Troß nach Frankreich zurückzufahren. Dem Beispiel seines Freundes Tribout folgend, nahm er die Stelle eines Aufsehers auf einer Zuckerpflanzung an, wo eine Heerde Neger unter seinem Befehl gestellt ward. Er dachte nicht mehr an die räthselhafte Begebenheit, welcher er seine Versetzung in die neue Welt verdankte, und würde sie vielleicht ganz vergessen haben, wenn er nicht durch Vermittelung eines der ersten Hndlungshäuser auf dem Cap François jeden Monat pünktlich die vier Louisd'or empfangen hätte, welche ihm in dem weißausgeschlagenen Stübchen versprochen worden waren.

Das Verschwinden Joseph Martins erregte in Angoumois und Guienne großes Aufsehen. Sein Wagen ward am Morgen vor dem Thore eines Birtshauses gefunden, vor welchem die Pferde von selber Halt gemacht hatten. Es war kein Strohball davon entwendet. Raubgier konnte also nicht der Grund zur Entführung eines armen Schlueters gewesen seyn, in dessen Taschen höchstens ein paar Thaler zu finden waren. Die Nachforschungen der Obrigkeit blieben fruchtlos. Die Amteute und Procuratoren

des Königs, die Richter, die Mitglieder der Untersuchungskammer, die Landreiter — kurz alle Wächter über Leben und Eigenthum verloren ihre Mühe, ohne das geringste Anzeichen eines Verbrechens entdecken zu können. Die klügsten Köpfe der Gegend zweifelten nicht, daß der Teufel den Fuhrmann geholt habe, und diese wahrscheinliche Meinung fand allgemeinen Glauben. Man sprach erst weniger, dann gar nicht mehr von dem Vorfalle. Andere Begebenheiten nahmen die Aufmerksamkeit in Anspruch, und Joseph Martin wurde vergessen.

Wir müssen um zwei Monate vor die obenbeschriebene Entführung des Fuhrmanns zurückgehen, um das Geheimniß derselben zu enthüllen.

Der Marquis von Lauzeray, ein reicher Gutsherr zu Chevenecour, hatte eben um elf Uhr ge-frühstückt, und sich in sein Cabinet zurückgezogen, um einige Briefe zu schreiben, als ein Bedienter meldete, ein Herr sei da, und wünsche mit dem gnädigen Herrn über einige wichtige Angelegenheiten zu sprechen.

„Laß ihn eintreten!“ sagte der Marquis, nahm seinen Schlafrock zusammen und fing an, im Kammerfeuer zu stochern. Nach etlichen Minuten trat der Angemeldete ein. Es war ein kleiner, häßlicher Mensch, mit frecher Miene, stehendem Blick und einem Ausdruck von Habgier und List im Gesicht. Man merkte ihm auf hundert Schritte weit den Spießbuben an.

„Herr Marquis von Lauzeray, Ihr gehorsamer Diener. Ich fürchte, ich störe Sie. Ich bin Anton Brossard, Procurator zu Angoulême. Ich komme in einer wichtigen Angelegenheit.“

„Was wollen Sie?“ fragte barsch der Marquis, dem der Besucher gar nicht behagte, zumal mit der Miene der Vertraulichkeit, die derselbe annahm.

Der Procurator schien ein wenig verblüfft, faßte sich aber schnell wieder und fuhr fort: „Erlauben Sie, daß ich einen Stuhl nehme. Der Gegenstand, welcher mich zu Ihnen führt, erheischt eine etwas umständliche Auseinandersetzung.“

„Setzen Sie sich, und machen Sie es kurz!“ sagte der Marquis, seinen Stuhl rückend.

„Ich glaube, Herr Marquis,“ nahm der Procurator das Wort, „die Einkünfte ihrer Güter belaufen sich auf 100 bis 120,000 Livres jährlich.“ Dabei zog er einen Actenfascikel aus der Tasche und knüpfte die Schnur auf, mit der derselbe zugebunden war.

„Was Teufel geht das Sie an?“ entgegnete der Marquis. „Mein Gut ist nicht feil.“

„Ich glaube, meine Berechnung ist nicht irrig!“ fuhr der Procurator fort mit einer Ruhe, die den Gutsherrn aus der Fassung brachte.

„Herr!“ rief der Marquis, „ich weiß nicht, ob Sie verrückt sind. Zur Sache!“

„Diese Sache, Herr Marquis, wird sich nicht

so schnell erledigen lassen, wie Sie zu glauben scheinen," fuhr der Procurator mit unverwundlichem Gleichmuth fort. "Es wäre mir überaus schmerzlich, etwas zu sagen oder zu thun, was Hochdenkselben mißfällig oder verlegend erscheinen könnte. Allein die Angelegenheit, von der ich Sie unterhalten muß, ist hochwichtig. Erlauben Sie, daß ich dieselbige in der Weise auseinandersetze, die mir am geeignetsten scheint, um zu einem Verständniß zu führen. Es scheint, Herr Marquis —"

"Herr!" unterbrach ihn der Marquis ungeduldig, "dies ist eine Angelegenheit, über die Sie vielleicht mit meinem Intendanten, nicht aber mit mir zu sprechen haben. Ich weiß nicht, ob die Sache mich im Geringsten angeht, aber das sehe ich, daß Sie ganz und gar die Weise verstehen, in welcher man mit einem Mann wie ich zu sprechen hat. Nehmen Sie ihre Wische zusammen, und entfernen Sie sich." Der Marquis griff nach dem Klingelzuge.

"Ein Wort!" rief Brossard, "nur ein Wort. Ich will Ihnen ein Wort sagen, welches Sie bestimmen wird, mich anzuhören."

"Und das wäre?"

"Hören Sie, was ich Ihnen zu sagen habe, und was ich Ihnen sagen möchte, ohne daß wir uns ereiferten. Sie glauben berechtigt zu seyn, den Titel: Marquis von Lauzeray zu führen. Sie glauben ein Eigenthumsrecht auf dieß schöne Gut zu haben. Sie haben weder auf das eine, noch auf das andere Anspruch."

"Nähren Sie mich nicht an, Herr Marquis," entgegnete Brossard. "Mißbrauchen Sie nicht Ihre körperliche Ueberlegenheit. Jeden Schlag, den Sie mir gäben, würden Sie theuer bezahlen müssen. Sie halten sich für groß und mächtig, und ich kann Sie aus diesem Schlosse treiben, Sie dessen berauben, was Sie ungerechter Weise besitzen, Sie dem Hohn der Welt preisgeben, Sie unter dem Gewicht eines entehrenden Prozesses erdrücken. Verstehen Sie mich, Herr Marquis?"

Der Procurator sprach dieß in dem gemessenen Ton eines Menschen, der seine Worte erwogen und auswendig gelernt hat. Nachdem er geendigt, betrachtete er aufmerksam den Marquis, der aufgesprungen war, und einen durchbohrenden Blick auf ihn heftete.

"Herr Procurator," begann der Edelmann in milderer hohem Tone als bisher, "ich weiß nicht, ob Sie Scheingründe für Ihre sonderbare Behauptung haben. Es gehört große Kühnheit dazu, um eine solche Sprache gegen mich zu führen. Sie sind ein Mann des Gesetzes, also wissen Sie, daß ich Sie verklagen kann wegen des Versuchs, betrügerischer Weise Geld von mir zu erpressen."

"Ich habe nicht von Geld gesprochen," erwiderte Brossard. "Verklagen Sie mich, und der Erfolg wird seyn, daß Sie um so eher Gut und Titel verlieren."

"Unverschämter! Sie wollen mir drohen?"

"Ich drohe Ihnen nicht; ich sage nur die Wahrheit. Ihre Güter gehören einem Andern, der ein Näherrecht hat. Sie sind in der Hand dessen, den Sie höhnen."

Vor Wuth halb erstickend, brachte der Marquis mit Mühe die Entgegnung hervor: "Nur weil ich Sie für wahnsinnig halte, nur weil ich glaube, daß Sie verrückt sind, lasse ich mich herbei, Sie anzuhören. Reden Sie. Sie können sich setzen."

(Fortsetzung folgt.)

## Verschiedenes.

— Auf die Anwendung des Ammonial's zum Reinigen der gefärbten Zeuge aller Art, des Leders u. dgl. macht Binder in d. m. Gew. f. S. aufmerksam. Seidene Stoffe, welche auf dem Lager sogenannte Moder- oder Stockflecken erhalten haben, braucht man nur damit zu betupfen; getragene seidene Hütchen und Kleider kalt darin waschen und gespült, verlieren allen Schmutz und sonstige Flecken, und erhalten neuen Glanz. Wollene Waaren, gewirkte Strümpfe, Flanel u. dgl., welche mit Seife und heißem Wasser gereinigt, eintauchen und sitzig werden, behalten, wenn man sie einige Zeit in Ammoniakwasser legt, auch starr und spült, und dieses Verfahren mehrmals wiederholt, ihre ursprüngliche Weiche und Spannkraft. Vorzüglich werden Rockkragen, welche durch den Haarschweiß fett und schmutzig geworden sind, damit leicht gereinigt. Man fertigt sich die Waschlösung am besten aus 1 Pfund flüßigem Ammoniak und 10 bis 12 Pfund reinem Wasser. — Echte Farben leiden durch das Ammoniak nicht, sollte bei unächten die Farbe sich etwas ganz schwachen Stoff wieder hergestellt. — Eben so kann man wascheerne Handschuhe in einer Mischung von 1 Theil Ammoniak und 8 Theil Wasser von allem Schmutze reinigen. Das Leder schwillt dabei stark auf, erhält aber beim Trocknen seine ursprüngliche Stärke und Weicheit wieder. — Endlich ist das Ammoniak das beste Mittel, die Delanstriche der Fenster, Thüren u. dgl. vom Schmutze zu befreien.

— Am 27. Oktober wurde bei Dresden zum Sprengen einer Miene eine neue Art von Maschine angewendet. — Bekanntlich ist das Haupterforderniß einer geladenen Miene, daß das Leitfeuer sich im richtigen Augenblick entzündet, weil sonst der gewünschte Erfolg oft vereitelt wird. — Hierzu wurde nun der Salvoantemus angewendet und derselbe erfüllte seinen Zweck vollkommen.

— Im Preßthal, an der Gränze des Königreichs Sachsen, hatte jüngst ein wohlhabender Bauer einen Rechtsstreit mit einem adeligen Gutbesitzer. Bei einer persöhnlichen Zusammenkunft Beide glaubte der Letztere durch gnädige, herablassende Vertraulichkeit seinem schlichten aber verständigen Gegner zu imponiren, und sprach ihn mit "Du" an. Der Bauer erwiderte darauf: "Ich weiß obder nicht, Herr Baron, wo mer Brüderschaft mit einander getrunken hen; wenn Du's aber amal so han willst, so ist mer's ooch enerle!" Der Herr Baron hat den Bauer nie wieder mit "Du" angeredet.

— In München sieht man einen Schild, auf welchem die Inschrift: "bürgerlicher Wesflügel-Handler" steht, und dabei ein Spanferkel abgebildet ist.

Druck und Verlag unter Verantwortlichkeit des Artistischen Instituts J. Gutsch & Kupp in Karlsruhe.